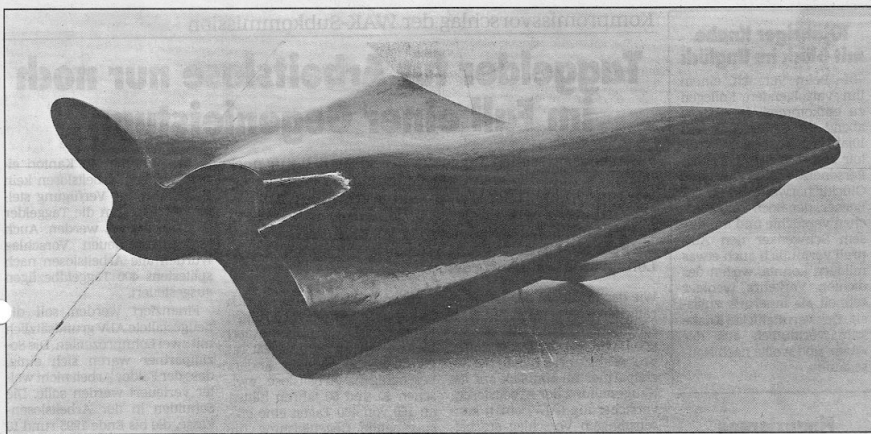


Retrospektive Jürg Stäuble (Wohlen/Basel) im Aargauer Kunsthaus



Geometrisch begründet und begründbare Objekte: Ohne Titel ist diese Plastik aus dem Jahre 1994. Sperrholz, Spachtelmasse, Asphaltlack. Foto: Brigitte Latmann

Zur Retrospektive von Jürg Stäuble im Aargauer Kunsthaus

Aus der Fläche in den Raum

ANNELISE ZWEZ

Das Faszinierende an der neuen Skulpturen von Jürg Stäuble ist die Spannung ihrer Wandlung von geometrisch strukturierter Fläche in komplexe Raumgestalt. Wie sich diese raumgreifenden Bänder, diese schwarz-glänzenden Volumen in einem knapp 25-jährigen Prozess entwickelt haben, ist Gegenstand der grossen Retrospektive, die das Aargauer Kunsthaus für den 46-jährigen, in Wohlen aufgewachsenen seit 1970 in Basel lebenden Aargauer Künstler eingerichtet hat. Gleichzeitig werden im Soussol Sammlungsbestände aus dem selben Zeitraum, das heisst von 1970 bis heute gezeigt.

Um 1970, als Jürg Stäuble eben das Lehrerseminar abgeschlossen hatte, gab es im Aargau für Kunstinteressierte vor allem zwei Richtungen: Luzern und Basel. Jürg Stäuble wählte – wohl auf Anraten Heiny Wid-

mers – Basel, das sich damals stark an internationalen Tendenzen orientierte. Eigentlich sollte er Zeichnungslehrer werden, doch Jürg Stäuble suchte nicht ein Wirkungsfeld im Gestalterischen, sondern eine radikal neue Lebensform. Schon 1972 tritt er an der End-Jahres-Ausstellung der Aargauer Künstler mit Ölbildern in Erscheinung, die klare, lineare Konstruktionen im (Land-schafts)-Raum zeigen. Hier setzt die aktuelle Retrospektive ein. 1975 ist auch der angedeutete Natur-Raum weg – es bleiben Waagrechte, Senkrechte und Schrägen, die den Bildraum vermessen. Die Schreibende kann sich erinnern, wie Heiny Widmer damals mit Begeisterung auf die radikale Reduzierung auf Wesentliche in diesen Arbeiten hinwies. Jürg Stäuble reagierte, für schweizerische Verhältnisse früh, auf die Einflüsse der amerikanischen Minimal Art. Wobei es ihm vermutlich

nicht um den kunsttheoretischen Aspekt ging, sondern ums asketische Moment, das die Minimal Art auch beinhaltet. Denn Jürg Stäuble lebte damals in Basel bewusst mit einem Minimum an Wohlstand und die Sommer verbrachte er mit seinem Hund meist eine Tierherde hütend in den Alpen. Wenn er nicht gerade auf Weltreise war.

Zorn und Zärtlichkeit

Ende der 70er Jahre tritt eine erste Wende ein. Beat Wismer interpretiert wohl richtig, wenn er die sinnlich-aggressiven Spiegel-, Make-up, Seifen- und Graphit-Bilder respektive -Installationen der Zeit mit «Zorn und Zärtlichkeit» charakterisiert. Dem Rückzug der 70er Jahre folgt die oft auf Demaskierung angelegte, gesellschaftliche Stellungnahme. In der laufenden Ausstellung sind es vor allem der Spiegel- und der Seifen-Raum, die Stäubles Positionen zwischen Sinnlichkeit, Verletzlichkeit, Zweifel und Aggressivität markieren. Und beide Arbeiten wirken heute so präzise wie damals. Der Schock, in all den pyramidenförmigen Spiegel-Ecken selbst im Brennpunkt zu stehen, wirft die Betrachtenden noch immer radikal auf sich selbst zurück. Wichtige Ausschnitte aus dieser Zeit waren 1980 in «4.1» (eine Ausstellungsreihe mit Gegenwartspositionen) im Soussol des Kunsthauses zu sehen (zusammen mit Werken von Hannah Villiger, Heiner Richner und Jean Pfaff).

Zwischen Analyse und Bedeutung

Mitte der 80er Jahre beginnen sich die konstruktiven und die materialistischen Werke zu einer neuen Ausdrucksform zu verbinden. Als Beispiele seien die teils geschnittenen, teils in Handarbeit herausgestanzten, sich durch Überlappung in den Raum ausgedehnten Eisenbleche genannt. Material, Körperlichkeit und Form dieser Arbeiten weisen auf die bis heute andauernde Entwicklung, die Fläche in den Raum auszudehnen und damit vom Einfachen, Klaren ins Komplexe überzuführen. Stäuble hat darin eine hochinteressante Position gefunden, die unser analytisches Vermögen gleichermassen herausfordert wie unser assoziatives Bedeutungsdenken. Als Beispiel: Das raumfüllende «Wesen» (der Künstler bezeichnet seine Plastiken gerne mit diesem Lebendigkeit einschliessenden Begriff), das Jürg Stäuble 1987 für den Kulturgüterschutz-Raum des Historischen Museums auf Schloss Lenzburg entwarf, entwickelte sich zunächst als geometrische Untersuchung in der Fläche, und wurde erst in der Umsetzung ins Drei-Dimensionale zum «Walfisch», zum «U-Boot», zum «Raum-Schiff» und so weiter. Das heisst, was in der Fläche geometrische Recherche ist,

wird als stereometrische Form zum «lebendigen» Objekt unserer, auf Drei-Dimensionalität angelegten Welt-Wahrnehmung. Jürg Stäuble betont diesen Prozess durch die Materialien, die er dafür wählt, sei es das erwähnte Eisenblech, sei es Karton, sei es Flugzeug-Sperrholz. Immer ist die Basis die Fläche, welche sowohl im gestaltenden Denk-Prozess auf dem Papier wie im realen Gestaltungsvorgang durch Nässen, Dehnen, Biegen, Pressen, Kleben aus der Fläche in den Raum wächst. Das kann als kompaktes Volumen, als Netz oder als mäanderndes, jedoch stets zur Schlaufe geschlossenen Raum-Band sein. Das Körperhafte wird dabei zusätzlich akzentuiert durch die Oberflächenbearbeitung, sei es mit Graphit, sei es mit einem matten weiss-rosa Anstrich, sei es mit Asphalt-Lack. Es ist anzunehmen, dass die Triebfeder, die den Künstler nun schon seit Jahren antreibt, immer neue Flächen-Formen zu suchen, die im Raum zu «Wesen» werden, in diesem metamorphotischen Prozess ruht Oscar Wildes «Dorian Gray» grüsst von Ferne.

Inszenierung nicht restlos geglückt

Die Aargauer Retrospektive zeigt Jürg Stäubles Werk in einem grossangelegten Überblick, wobei jedoch dem neueren Schaffen mehr Raum gewährt ist. Überzeugt die Inszenierung im Obergeschoss mit den wechselnden Räumen, die wechselnden Aspekte zeigen, so löst die Ausstellungskonzeption im Parterre nur mässige Begeisterung aus. Es zeigt sich, dass Jürg Stäubles Arbeiten nicht einfach in einem Raum arrangiert werden können. Jede Arbeit ist so autonom, dass sie sich von gegenläufigen Rhythmen anderer Arbeiten bedrängt fühlt. Man vergleiche zum Beispiel die Kraft des grossen Raum-Netzes, das Jürg Stäuble 1992 für die Winterthurer Versicherungen in Aarau (Laurenzenvorstadt) geschaffen hat. Wie dort Architektur, Raum und Kunst einander steigern, wie aber im Verbund im Saal die raumgreifenden, «tanzen» Schleifen mit den jüngsten, nun auch Schnittflächen integrierenden Asphalt-Lack Volumina konkurrieren. Vielleicht fehlt da auch einfach die Vertikale, sind alle Plastiken zu bodennah. Umsomehr als überdies die Chance, die Wand-Zeichnungen und die Plastiken in direkten Kontakt zu stellen, verpasst wurde. Die faszinierenden Papierarbeiten sind ins Foyer verbannt.

Die Ausstellung, die von einem monographischen Katalog (dem ersten!) mit Texten von Beat Wismer und Franz Kurzthals sowie einem Künstlergespräch begleitet ist, dauert bis zum 25. September.